

№ 1. 1896.

Böse Zungen.

Roman von Heinrich Vogel.

1. (Nachdruck verboten.)

Der Bahnhof der österreichischen Provinzialstadt Burgheim liegt etwa eine Viertelstunde von dem freundlichen Orte entfernt. Als Knotenpunkt zweier Weltverkehrslinien, wo die von Süden nach Norden die Monarchie durchschneidende Bahn die westöstliche kreuzt, ist der Bahnhof meist sehr belebt von Reisenden, die hier von der einen Strecke auf die andere umsteigen und den Aufenthalt benutzen, ihren Bedürfnissen nach Speise und Trank an dem Buffet der Restauration gerecht zu werden.

Ein junger Mann, dem man schon von Weitem den Künstler ansah, schritt den Bahnsteig auf und nieder. Ein weicher Filzhut saß keck auf den lichtbraunen, leicht gekräuselten Haaren. Seine Gestalt war schlank, die Mittelgröße etwas übersteigend. Er trug einen braunen Sammetrock und hielt unter dem Arme eine Mappe.

Er schien sich mit wichtigen und ernsthaften Betrachtungen zu beschäftigen, die ihn so in Anspruch nahmen, daß er es nicht bemerkte, wie eben ein Eisenbahnzug in die Halle einlief. Er erwachte erst aus seinem Nachdenken, als er gegen einen Herrn anrannte, der mit dem gerade eingetroffenen Zuge angekommen und nun eilends in die Restauration gehen wollte.

„Verzeihung," bat er, zur Seite tretend.

Der Fremde richtete seinen Blick unwirsch auf ihn, aber seine mißmuthigen Züge hellten sich alsbald auf. Lachend streckte er dem Maler seine Hand entgegen, indem er rief: „Guten Tag, lieber Hellmer! Was treiben Sie denn hier, oder vielmehr, was treibt sich in Ihrem Kopfe herum, daß Sie bei hellem Tage die Leute zu Boden rennen, ja selbst ganz gute alte Bekannte nicht sicher sind, von Ihnen umgeworfen zu werden?"

„Ich bitte nochmals um Vergebung, Herr Graf," erwiederte der Angeredete, indem er seinen Hut lüftete. „Ich schmiedete eben Zukunftspläne, über die ich ganz die Gegenwart vergaß."

„Da habe ich Sie wohl aus den höchsten Himmeln wieder auf die Erde gestürzt?" lachte der Graf. „Für mich ist das übrigens ein glücklicher Fall, denn jetzt lasse ich Sie nicht los. Sie müssen mir Gesellschaft leisten bis zum Wiener Kurierzug. Ich sehe Sie ja sobald nicht wieder, da ich für längere Zeit in's Ausland reise. Aber was machen Sie denn hier — in Burgheim?" setzte er hinzu.

„Ich bin in Burgheim zu Hause und bringe gewöhnlich einige Monate, meist den Sommer, dort zu," gab der Maler zur Antwort. „Augenblicklich mache ich in der Umgegend Studien und wollte eben nach Waldhausen fahren, um für ein größeres Bild eine Skizze aufzunehmen. Das kann natürlich auch ein andermal geschehen, und soll mir das Vergnügen, Ihnen Gesellschaft zu leisten, nicht beeinträchtigen."

Beide waren inzwischen in den Saal der Restauration eingetreten, wo sie sich an einem der zahlreichen, kleinen Marmortischchen niederließen. Der Graf winkte dem Kellner, und bald klangen die Gläser, in denen edler Gumpoldskirchner funkelte, mit hellem Klange aneinander.

„So," sagte er, dem Maler sein Cigarrenetui reichend, „jetzt zünden Sie sich eine Cigarre an, und dann erzählen Sie mir von sich. Sie sehen übrigens vortrefflich aus, lieber Hellmer; Sie haben sich von den Anstrengungen des Winters augenscheinlich recht gut erholt. — Wollen Sie denn den ganzen Sommer hier Standquartier nehmen, dicht an der großen Heerstraße und mitten im Lärm des Tages? Ihr Maler liebt doch sonst mehr die weltvergessenen Fleckchen Erde, zwischen Wald und Fels, um euer Künstlerzelt aufzuschlagen."

„Gewiß, Herr Graf, ich säße auch lieber irgendwo in einem kleinen Alpenneste, als unter den biederen Pfahlbürgern meiner Vaterstadt. Aber die Verhältnisse zwingen mich leider, hier zu bleiben. Vorhin habe ich sogar den festen Entschluß gefaßt, meine Freiheit zu verkaufen und mich um die Stelle eines Zeichenlehrers am hiesigen Gymnasium zu bewerben. Uebrigens bleibt meine Mappe nicht ohne Ausbeute. Eben male ich ein altersgraues Schloß, das etwa drei Stunden von hier liegt und jedes Künstlerauge mit Entzücken erfüllen muß."

Graf Bernholz schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Das wäre ein Verbrechen an Ihrem Talente, sich in



Francesco d'Andrade. (S. 3)

dieses Nest zu vergraben und hier den Schulmeister zu spielen. Wie kommen Sie auf diese seltsame Idee?"

Der Maler erröthete leicht. „Was soll ich daraus ein Hehl machen?" versetzte er sodann. „Meine Braut wünscht, daß ich das Nomadenleben aufgebe, hier seßhaft werde und als braver Bürger einen geordneten und sicheren Erwerb ergreife."

„Aha, jetzt verstehe ich!" rief der Graf. „Die Weiber, die Weiber — natürlich! Ich hätte es mir übrigens denken können, daß derartiges im Spiele sei!"

„Es soll ja nicht für ewig sein," erwiederte Hellmer, „nur um für den Anfang auf festen Füßen zu stehen."

„Ja, ja, das meinen Sie jetzt. Aber ehe Sie sich's versehen, sind Sie mit tausend Banden hier gebunden, die Kunst wird zum Handwerk und der Rest ist Schweigen . . . Aber das ist ja Waldhausen!" rief Graf Bernholz plötzlich, der inzwischen die auf dem Sessel neben ihm liegende Zeichenmappe Hellmer's geöffnet hatte. „Mein liebes Waldhausen, wie viele schöne Stunden habe ich in deinen waldumkränzten alten Mauern verlebt! Wissen Sie was, Hellmer?" sagte der Graf dann, einer plötzlichen Eingebung folgend. „Hängen Sie den Zeichenlehrer an den Nagel und malen Sie mir das alte Waldhausen für mein Arbeitszimmer. Ich gebe Ihnen ein Jahr Zeit. Bis ich von meiner Reise zurückkomme, liefern Sie das Bild ab. Alles Uebrige stelle ich Ihrem Gutdünken anheim, und" — fügte er hinzu — „damit wir den Handel festmachen, leiste ich Ihnen sogleich eine Anzahlung."

Er zog seine Brieftasche hervor, zählte dem vor Freude erröthenden Maler fünf neue Hundertguldennoten auf den Tisch und sagte: „So, jetzt bestätigen Sie mir den Empfang in meinem Notizbuch und bekräftigen wir unser Geschäft durch ein letztes Glas, denn es wird Zeit; soeben fängt der Telegraph zu läuten an. — Gleichzeitig müssen Sie mir aber auch versprechen, daß Sie sofort — noch heute — nach Wien reisen und sich die Wand in meinem Arbeitszimmer über dem Schreibtisch ansehen, um darnach die richtige Größe Ihres Bildes bemessen zu können. Dann kommen Sie zurück, um gleich frisch an's Werk zu gehen!"

Der Maler that, was der Graf wünschte und reichte ihm die Hand zur Bekräftigung des von ihm verlangten Versprechens, gleichzeitig mit warmen Worten seinen Dank ausdrückend. Dann klangen die Gläser noch einmal aneinander, und schon lief mit Gepolter der Wiener Kurierzug in die Station. Ein kurzes Durcheinander der aus- und einsteigenden Fahrgäste entstand, dann hörte man das heftige Zuschlagen der Wagenthüren. „Fertig!" riefen die Schaffner, die Dampfpfeife schrillte und langsam setzte der Zug sich wieder in Bewegung.

„Also bis über's Jahr, lieber Freund! Seien Sie recht fleißig. Wenn Sie inzwischen etwas wünschen oder brauchen, wenden Sie sich an meine Wiener Adresse."

Der Graf winkte aus dem Wagenfenster dem Maler den letzten Gruß, Hellmer zog seinen breitrandigen Filz und bald sah er von dem den Grafen entführenden Zuge nur noch eine schwache Rauchwolke in der Ferne, die endlich mit dem Himmel zusammenfloß.

„Mit dem Malen wird's heute nichts mehr werden," sagte Hellmer zu sich, langsam sich zum Gehen wendend. „Ich bin viel zu aufgeregt. Ich kann es noch kaum fassen, daß ich mein freies Künstlerleben nicht aufzugeben brauche. Das war ein Augenblick des Glücks, da ich — über meine Zukunft grübelnd — an den Grafen anrannte. Ob sich Anna auch wohl freuen wird, daß ihr Plan wieder so ganz über den Haufen geworfen wird? Jedenfalls trägt mir das eine Bild mehr ein, als wenn ich vier Jahre Zeichenlehrer spielte. Wenn ich jetzt mein bestes Können daran setze, und etwas Gutes und Schönes schaffe, so ist mir der Weg geebnet. Die mächtige Empfehlung des Grafen wird mich bald weiterbringen."

So mit sich sprechend, war er langsam durch das Bahnhofgebäude geschritten.

„Fährt der Herr vielleicht mit?" rief ihn der Kutscher vom „Goldenen Hirsch", dem ersten Gasthof von Burgheim, an, der gerade den Omnibus wendete, um nach der Stadt zurückzufahren.

Der Maler nickte, bestieg hierauf den Wagen und setzte sich, nachdem er einen soeben angekommenen Hotelgast, der bereits im Omnibus Platz genommen hatte, leicht gegrüßt, auf die mit grobem Plüsch von zweifelhafter Farbe überzogene Bank.

Der Reisende erwiederte den Gruß.

„Verzeihen Sie," bat er sodann, „ich bin hier fremd und auf's Gerathewohl in diesen Wagen gestiegen. Ist der ‚Hirsch' ein empfehlenswerthes Gasthaus?"

„Ganz gewiß; Sie finden dort gute Küche und freundliche Bedienung. Im ‚Hirsch' ist man vortrefflich aufgehoben."

„Sie wohnen wohl auch dort?"

„Nein, ich bin ein Einheimischer und benütze nur die Fahrgelegenheit. Indeß komme ich häufig dahin. Sie finden Abends angenehme Gesellschaft; die Herren vom Gericht, vom Gymnasium, und was sonst zu den gebildeten Kreisen unserer Stadt zählt, verkehrt meist dort, wenn nicht gerade im Kasino Gesellschaftsabend ist, oder eine Festlichkeit abgehalten wird."

Inzwischen zeigten die heftiger und rascher aufeinanderfolgenden Stöße des Wagens und das zunehmende Gerumpel an, daß man auf dem Steinpflaster der guten alten Stadt dahin rollte. Bald fuhr der Omnibus über die Brücke des Stadtgrabens durch das hohe thurmgekrönte Thor in die Domstraße.

Der Maler öffnete jetzt das kleine hinter dem Kutschersitz angebrachte Fenster und rief: „Halten Sie beim Ruttner'schen Hause an, ich werde dort aussteigen."

„Schön, Herr Hellmer," sagte der Kutscher, und fügte leise hinzu: „Gute Unterhaltung."

Einige hundert Schritte weiter hielt der Wagen vor einem wenig ansehnlichen, aber hohen Hause an, wo der Maler ausstieg.

„Auf Wiedersehen im ‚Hirsch'," sagte er zu dem Fremden, seinen Hut lüftend.

Während der Omnibus weiter rasselte, schritt der junge Mann die Stufen zur Thür des Hauses hinan und zog die Glocke. Ihr heiserer Ton wurde von dem Gebell eines Hundes beantwortet.

Bald darauf zeigte sich am Fenster neben der Thür die Gestalt eines alten Mannes, welche dann verschwand, worauf sich im Hausgang Tritte vernehmen ließen. Man hörte, wie mehrere Riegel zurückgezogen wurden, und endlich öffnete sich die Thür, durch die der Wartende eiligst eintrat. Dann wurde sie wieder vorsichtig geschlossen.

— — — — — — — — — — —

Etwa zwei Stunden später verließ der Maler sichtlich erregt das Haus. Sein Gesicht war geröthet, und seine sonst so freundlichen Züge hatten einen finsteren Ausdruck angenommen. Er warf die Thür dröhnend in's Schloß, seine Hände waren geballt und eine Verwünschung murmelnd, schritt er mit heftiger Bewegung die Straße weiter, gegen den Marktplatz zu.

So bemerkte er nicht, wie zwei Frauen mit einem mächtigen Waschkorb aus einem Nachbarhause traten und, erstaunt über sein Gebahren und Aussehen, ihm neugierig nachsahen.

„Siehst Du, Leni," sagte die Aeltere zu ihrer Begleiterin, einem hübschen, etwa zwanzigjährigen Mädchen, „da kommt der junge Hellmer von seinem Onkel. Der alte Geizkragen scheint wieder sehr ungnädig gewesen zu sein. Was der Maler für ein böses Gesicht machte! Der Ruttner hat gewiß kein Geld hergeben wollen. Wenn der einmal die Augen zumachte, das wäre gut für den jungen Herrn und für die Anna. Dann könnten sie sofort heirathen. Geld genug hat der Alte. Sonst wird's wohl noch lange dauern. Wenn er sie nur nicht sitzen läßt, wenn's noch lange währt mit der Hochzeit. So eine Offizierstochter ohne Geld weiß nachher nicht, was sie machen soll. Die ist dann schlimmer daran, als Unsereins."

„Ja, Mutter," sagte die Jüngere, „wenn mich mein Franz sitzen ließe, um einen Mann wäre mir nicht bange. — Doch vorwärts, es wird spät," drängte sie dann, da eben vom Dom die große Glocke die siebente Abendstunde verkündete.

Die beiden Frauen beschleunigten ihren Gang, schritten schnell über den Marktplatz und bogen beim „Hirsch", der an diesem Platze lag, in eine Seitengasse ein. Hier wendeten sie sich gegen den Fluß zu, der den Stadtgraben mit Wasser versah und früher die Veranlassung gewesen sein mochte, eine Ansiedelung zu errichten, aus welcher im Laufe der Zeit das jetzige Burgheim entstanden war.

Die Häuser, welche sich nach und nach nächst der hier liegenden Klostermühle aneinander gereiht hatten, bildeten eine unansehnliche Gasse, nach dem ersten Gebäude die Mühlgasse genannt. Es waren zumeist einstöckige Gebäude, zum größten Theil von Gärtnern bewohnt, welche den Bedarf der Stadt an Blumen, Obst und Gemüsen in den am Wasser liegenden Grundstücken zogen, oder von kleineren Leuten, deren beschränktes Einkommen ihnen nur eine entlegenere, weil billige Wohnung gestattet.

Vor einem freundlichen Häuschen mit kleinem Vorgarten machten Leni und ihre Mutter endlich Halt. Sie stellten den schweren Waschkorb, den sie getragen, auf den Boden, und die Mutter griff in die Tasche nach dem Schlüssel des Gitterthürchens.

„Jetzt habe ich den Schlüssel vergessen, und der Vater ist nicht zu Hause," sagte sie nach vergeblichem Suchen.

„So läute nur an, Mutter, die Frau Majorin oder Fräulein Anna wird es gewiß hören und an das Fenster kommen, dann winken wir hinauf und bitten, daß sie uns aufmachen."

So geschah es auch. Auf das Läuten erschien hinter den Gardinen des ersten Stockes ein junges Mädchen, um sofort wieder zu verschwinden, als es die beiden Frauen unten gewahrte. Dann rasselte ein Draht und die Thür sprang auf.

„Guten Abend, Fräulein Anna, und besten Dank. Ich hatte wieder einmal den Schlüssel vergessen," begrüßte die Frau das junge Mädchen.

„Ihr Mann sagte es mir, Frau Hollenbrock. Er hat ihn auf dem Tische gefunden, und weil er fortgehen wollte, hat er mich gebeten, Ihnen aufzumachen. — Wie geht's, Leni, was macht der Franz?"

„O, dem geht es schon gut. Er meint, bald könnten wir Hochzeit machen," fügte sie mit leuchtenden Augen hinzu. „Der Herr Rath hat es ihm versprochen, daß er bald vorrücken soll. Ich tröste mich mit Ihnen, Fräulein Anna," fuhr sie mit naiver Offenherzigkeit fort, „Ihnen geht es ja auch nicht anders. Ja, wenn der alte Ruttner einmal die Augen schließt, dann würde es wohl nicht mehr lange dauern. Aber das muß ja ein entsetzlicher Mensch sein! Nicht einmal für seinen nächsten, einzigen Verwandten hat er ein Herz. Und heute ist er gewiß wieder sehr böse mit Ihrem Herrn Bräutigam gewesen, der sah ja vorhin so finster aus, als er aus dem Hause kam. Man hätte sich ordentlich

fürchten können vor ihm, und er ist doch sonst immer so lustig und freundlich."

Anna seufzte tief auf und schwieg. Die Mittheilung Leni's bedrückte sie augenscheinlich. Hatte sie doch im Stillen noch eine kleine Hoffnung gehegt, der Onkel Hellmer's würde sich erweichen lassen, wenn er hörte, Hermann wolle jetzt die Zeichenlehrerstelle annehmen. Er war ja sein einziger Erbe, und viel brauchten sie nicht, um ihren Hausstand begründen zu können.

Sie fühlte, wie ihre Augen sich umflorten und wandte sich zur Treppe, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

„Gute Nacht, Frau Hollenbrock, gute Nacht, Leni!"

„Schlafen Sie wohl, Fräulein Anna, nochmals besten Dank!" scholl es zurück.

Anna ging die Treppe hinauf und trat in das bescheiden, aber äußerst wohnlich und anheimelnd eingerichtete Gemach, welches den beiden Damen zugleich als Salon und Speisezimmer diente.

Die verwittwete Majorin Berthold hatte soeben die Lampe angezündet und saß in der Ecke des Sophas, emsig mit einer Stickerei beschäftigt.

Um ihr kleines Einkommen zu vermehren, arbeitete sie für ein Tapisseriegeschäft der Residenz. Und da sie feinen Geschmack und große Geschicklichkeit in solchen Dingen besaß, so war sie fast immer reichlich mit Aufträgen versehen.

Die Majorin war eine schwächliche, zarte Frau, deren einst üppiges, schwarzes Haar schon vielfach die Spuren des herannahenden Alters zeigte, was ihren feinen Zügen etwas Matronenhaftes verlieh. Eine freundliche Milde sprach aus ihren sanften Augen, die schmale, bleiche Stirn und das nette Profil verstärkten den außerordentlich gewinnenden Eindruck ihres Gesichtes.

Anna war das verjüngte Ebenbild ihrer Mutter, nur daß ihr blondes, lichtes Haar, das sie von dem verstorbenen Vater geerbt hatte, die Lieblichkeit der Erscheinung noch erhöhte, während ein energischer Zug um den Mund von Willenskraft und Seelenstärke zeugte.

Die alte Dame erhob beim Eintreten der Tochter den Kopf. Gewohnt, auf Anna's offenem Gesichte wie in einem Spiegel auch die kleinste Regung zu lesen, die deren Seele bewegte, fragte sie sofort: „Ist Dir etwas Unangenehmes geschehen, Anna?"

„Nein, liebe Mutter," erwiederte das Mädchen. „Nur erzählte mir Leni, sie habe heute Abend Hermann sehr aufgeregt und verstimmt von seinem Onkel kommen sehen."

„Nun, das war ja zu erwarten; ich meinte auch, Du hättest von diesem Schritte nichts erhofft."

„Das ist es auch nicht, was mich betrübt, sondern daß sie, wie ich befürchte, in Unfrieden auseinander gegangen sind; denn wie ich Hermann kenne, wird ihm die Aussicht, hier leben zu sollen, jetzt noch mehr verleidet sein. — Bei der Sprunghaftigkeit seiner Entschlüsse besorge ich, daß unser schöner Plan wieder zerstört wird. Er ist nun einmal ein Künstler, und ich weiß, welches Opfer er mir bringt, wenn er, wie er es nennt, seine Kunst und seine Freiheit verkauft. Aber ich werde nicht nachgeben. Er muß einen festen Boden unter den Füßen haben. Mit dem Gelde des Onkels darf nicht gerechnet werden. Das läßt ihn zu keiner richtigen Ausdauer kommen. Er muß erst völlig auf sich selbst gestellt sein, das gibt ihm Selbstvertrauen und Muth. Seine Kunst kann dabei nur gewinnen, wenn er fühlt, daß er ohne fremde Hilfe, ganz durch sich selbst eine gesicherte Existenz gewinnt."

Der trübe Ausdruck ihres schönen Gesichtes war verschwunden. Aus den dunklen Augen blitzte Zuversicht und Hoffnung, und ihr schöngeschwungener Mund bekam plötzlich einen fast trotzigen Zug.

Sie fing jetzt an, den Tisch zu decken, entzündete den Brenner der Theemaschine, und bald verbreitete das leise Summen des Kessels das Gefühl der Behaglichkeit, das über jeder noch so kleinen Häuslichkeit sich lagert, wenn sorgliche Liebe darin waltet und der Zauber weiblicher Anmuth Alles verschönt.

Die Mutter folgte mit den Augen jeder Bewegung ihres Kindes. Sie dachte früherer Tage, da sie selbst noch am eigenen Herde an der Seite des geliebten Gatten froh und glücklich gewesen war. Dann hatte der Tod mit unerbittlicher Hand das stille Glück zerstört, aber in der Erziehung ihrer beiden Kinder, Otto's, der jetzt als Lieutenant in Burgheim in Garnison stand, und Anna's, das Ebenbild ihrer jungen Jahre, hatte sie Trost gefunden. Nur die eine Sorge hatte sie noch: die Sorge um die Zukunft der Tochter.

Zwar war sie mit der Wahl Anna's einverstanden, deren Bräutigam sie als braven Menschen und strebsamen Künstler hochachten mußte, aber das Unsichere des Berufes und das Unstäte, das ihm anhaftete, ließen sie oft im Stillen wünschen, ihr zukünftiger Schwiegersohn wäre ein wohlbestallter Beamter oder sonst ein Mann mit sicherem Brode und festem Einkommen.

Die Majorin hatte sich auch jetzt wieder ganz in diesen Gedanken versenkt. Fast erschreckt fuhr sie deshalb zusammen, als Anna plötzlich fragte: „Woran denkst Du, Mutter?"

„An Dich, mein Kind, und an Dein Glück."

Anna legte den Arm um die Schultern der Mutter und küßte sie leicht auf die Stirne.

„Kommt Dein Bräutigam heute nicht?"

„Es ist noch nicht ganz acht Uhr; ich denke er muß bald hier sein. Vielleicht bringt er Otto mit, der seit Sonntag nicht bei uns war."

In diesem Augenblicke wurde die Hausglocke gezogen, und bald ließen sich auf der Treppe klirrende Schritte vernehmen. Gleich darauf öffnete sich die Thür und ein schlanker junger Mann in der kleidsamen Uniform der Husaren trat ein. Er umarmte seine Schwester herzlich und küßte der Majorin die Hand.

„Guten Abend, wie geht es euch?" sagte er, während er seinen Säbel abschnallte, den er in die Ecke stellte und die Mütze darauf hing.

„Danke, mein Sohn, bringst Du Hermann nicht mit?"

„Nein," erwiederte der Gefragte, „der kommt heute überhaupt nicht." Er blickte auf seine Schwester, wobei ein leichtes Lächeln um seine Lippen spielte, und setzte hinzu: „Er ist soeben nach Wien abgereist."

„Abgereist, ohne mir etwas zu sagen — wie verstehe ich das?" fragte hastig das Mädchen.

„Beruhige Dich nur, mein Herz, er läuft Dir nicht fort, dazu ist er schon viel zu gut dressirt. Er wird wahrscheinlich morgen Abend wieder hier sein. — Er läßt euch vielmals grüßen und bitten, ihr möchtet ihn entschuldigen, da er keine Zeit mehr gehabt habe, sich zu verabschieden! — Für Dich, Anna, hatte er noch eine besondere Bestellung. Da hast Du sie!" lachte er aufspringend und drückte der Schwester einen herzhaften Kuß auf den rosigen Mund.

„Aber, so laß mich doch, Du ungezogener Mensch," wehrte sie ab, während die kleine Falte zwischen den schöngeschwungenen Brauen zeigte, daß die Mittheilungen desselben sie keineswegs befriedigten.

„Was macht Hermann denn in Wien? Warum hatte er keine Zeit mehr, herzukommen? Wann hast Du ihn gesprochen?" sprudelte sie hastig hervor.

„Du sollst einen ganz genauen Bericht haben, Schwesterchen. Aber zuvor gib mir eine Tasse Thee und irgend etwas Eßbares dazu, ich spüre eine gewisse Leere in mir, die sich sonst auf mein Gedächtniß übertragen könnte."

Damit setzte er sich. Anna füllte die Theetassen, setzte das einfache Nachtessen, bestehend aus kaltem Fleisch und Eiern, auf den Tisch, und die kleine Familie sprach ihm herzhaft zu.

(Fortsetzung folgt.)

Francesco d'Andrade.

(Mit Porträt auf Seite 1.)

Der gefeierte portugiesische Baritonist Francesco d'Andrade, dessen Porträt wir auf S. 1 bringen, steht gegenwärtig in vollster Manneskraft und ist zu Lissabon als Sohn eines Juristen geboren. Sein Vater hatte ihn für die gleiche Laufbahn bestimmt, allein der junge Mann hatte seine Studien noch nicht beendet, als er den Entschluß faßte, die Laufbahn eines dramatischen Sängers einzuschlagen. Er nahm zuerst Unterricht bei dem Tenoristen Miraglia und ging dann im Frühling 1881 nach Mailand, wo er der Schüler des berühmten Baritonisten Ronconi wurde. Gleich das erste Auftreten d'Andrade's am 13. Dezember 1882 in San Remo als Amonasro („Aida") war ein glänzender Erfolg. Trotzdem setzte der Künstler auch nachher noch seine Studien fort und nahm dann erst ein Engagement an. Er hat seitdem zahlreiche Kunstreisen in Italien, nach Rußland, England, Amerika, Deutschland u. s. w. unternommen und zählt zu den berühmtesten Sangesgrößen der Gegenwart. Francesco d'Andrade ist gleich hervorragend als Sänger wie als Darsteller; sein Bariton überrascht durch den Umfang, namentlich nach der Höhe hin, und ist von großer Schönheit und Fülle. Besondere Glanzrollen von ihm sind: Don Juan, Nelusko, Rigoletto, Figaro („Barbier von Sevilla"), Renato („Maskenball") u. s. w.

Sängerkrieg.

(Mit Bild auf Seite 4.)

Auf dem Nordabhange des Drachenfels bei Königswinter erhebt sich die prachtvolle, von dem Baron v. Sarter erbaute Drachenburg, an der die Zahnradbahn auf den Drachenfels vorüberführt. In den inneren Räumen ist dieser herrliche Bau mit einem reichen Schmuck von Gemälden ausgestattet, zu denen auch H. Heim's „Sängerkrieg" gehört, von dem wir auf S. 4 eine Holzschnittnachbildung bringen. Als die mittelhochdeutsche Dichtkunst in Blüthe stand, fanden gar oft Wettkämpfe zwischen den Dichtern statt, die ihre eigenen Gedichte vortrugen und auf der Harfe begleiteten. Der berühmteste darunter ist der sogenannte Sängerkrieg auf der Wartburg, den Richard Wagner's „Tannhäuser" in seiner Bearbeitung des um 1300 entstandenen Gedichtes, welches ihn schildert, allgemein bekannt gemacht hat. Einen derartigen „Sängerkrieg" veranschaulicht nun auch H. Heim auf seinem figurenreichen Gemälde; der tragische Hintergrund fehlt zwar, aber dafür offenbart sich uns die ganze Romantik des Mittelalters in sonniger Heiterkeit.

Im Löwenkäfig.

(Mit Bild auf Seite 5.)

Das hübsche Gemälde von H. Schaumann „Im Löwenkäfig" (siehe unser Bild auf S. 5) führt uns eine Thierbändigerin inmitten ihrer Zöglinge, eines Löwenpaares mit einem halberwachsenen Jungen, vor Augen. Die gewaltigen Katzen scheinen ihre Raubthiernatur unter der Zucht der als Montenegrinerin gekleideten Bändigerin ganz abgelegt zu haben. Sanftmüthig schmiegen sie sich zu Füßen ihrer Herrin, ohne daran zu denken, das arme junge Lämmchen anzugreifen, welches sich in ihrer Gesellschaft befindet. Thierbändigerinnen treten heute fast in jeder größeren Menagerie und in jedem Cirkus auf; sie stehen an Kraft, Muth und Entschlossenheit — Eigenschaften, ohne die ein solches Leben nicht denkbar ist — ihren männlichen Kollegen kaum nach, wirken aber viel mehr auf das Publikum, weil der Gegensatz zwischen einem schönen Weibe und den wilden Bestien ein so ungemein starker ist.

Im Labyrinth des Petersberges.

Erzählung von **Valentin Fern.**

Das Gymnasium in Maestricht wird „Athenäum“ genannt. An dieser von Alters her berühmten Schule erhielt im Frühjahre 1821 Doktor Michael Lambert, ein junger befähigter Mann aus Utrecht, der kurz vorher mit glänzendem Erfolg sein Examen bestanden hatte, eine Anstellung als Lehrer. Seine Hauptunterrichtsfächer waren Mathematik und Naturwissenschaften.

Nachdem er sich mit seiner jungen Frau, mit welcher er erst einige Wochen zuvor fröhliche Hochzeit gehalten, in Maestricht häuslich eingerichtet hatte, dachte er ernstlich an eine Unternehmung, welche schon längere Zeit den Geist des eifrigen Forschers und Naturkundigen beschäftigte. Er wollte nämlich die uralten, ungeheuren Steinbrüche des benachbarten Petersberges besuchen, die er noch nicht gesehen, über die er aber bereits eine ganze große Literatur kannte.

Der Petersberg, ein langer Höhenzug, zieht sich südlich von Maestricht an der Maas fast bis nach Lüttich hin. Auf dem Berge wohnen arme Bauern und Hirten, die den unergiebigen Boden fleißig beackern oder, wo dies nicht thunlich ist, ihre Schafheerden das magere Gras abweiden lassen. Das Innere des Berges aber ist eine wahre Schatzkammer, die man schon seit zweitausend Jahren, seit den Tagen der Römerherrschaft, ausgebeutet hat. Nicht Gold und Silber aber enthält sie, sondern Bausteine. Der Petersberg besteht nämlich aus weichem, hellgelblichem Tuffstein, dessen Hauptvorzug ist, daß man ihn gleich nach dem Brechen sehr gut sägen, also leicht bearbeiten kann; an der Luft draußen aber wird er mit der Zeit felsenhart und ist ungemein dauerhaft, also ein ausgezeichnetes Baumaterial.

Die alten und neuen Steinbrüche des Petersberges dehnen sich unterirdisch fünf Stunden Wegs in der Länge und drei Stunden in der Breite aus. Es sind lange Gallerien, gestützt von kolossalen Pfeilern, die man „ausgespart“, d. h. stehen gelassen hat, um das Einstürzen der Gewölbe zu verhüten, was aber doch in den ältesten Theilen des Steinbruchs an vielen Stellen geschehen ist. Diese Gallerien bilden in ihrer Gesammtheit ein ungeheures Labyrinth von — wie behauptet wird — mehr als zwanzigtausend sich durchkreuzenden Gängen, in welchen nur kundige Führer sich zurechtzufinden wissen und worin schon mancher Unvorsichtige, der sich verirrte, elendiglich seinen Tod gefunden hat.

Von jeher sind diese Steinbrüche bei den Gelehrten berühmt gewesen wegen der wichtigen Petrefaktenfunde, welche dort gemacht worden sind: merkwürdige Versteinerungen von vorweltlichen Thieren, riesenhaften Krokodilen und anderen Ungethümen der Vorzeit, die man in Museen untergebracht hat, theils in Maestricht, theils in Lüttich. Einige der merkwürdigsten Funde sind nach Paris gelangt.

Es gab zwei Führer für die Besucher, welche die interessanten Steinbrüche im Petersberg besichtigen wollten. Der eine — und zwar der älteste und erfahrenste — hieß Willem Verboek. Diesen hatte Lambert gewählt. Der andere jüngere Führer hieß Hendrik Mander.

An einem schulfreien Sonnabend Nachmittag machte sich Lambert auf den Weg. Er verließ die Stadt durch das südliche Thor — das sogenannte Petersthor — und erreichte nach zehn Minuten Petersdorf, darauf nach einer Viertelstunde das Servantenkloster Slavanden. In der Nähe desselben wohnten in hübschen, von zierlichen Gärtchen umgebenen Häuschen die beiden Führer.

Willem Verboek hatte trotz seines Alters — er war sechsundsechzig Jahre alt und sein Haupthaar und Bart schon weiß — doch noch das Aussehen eines sehr rüstigen Mannes. Schon sein Vater sei Führer gewesen, sagte er dem Doktor, und seit fünfzig Jahren habe er selbst Führerdienste geleistet. Er belud sich mit Fackeln, Feuerzeug und Laternen, und so gingen sie miteinander den Steinbrüchen zu.

Als sie an dem Häuschen vorbeikamen, wo der andere Führer wohnte, lehnte dieser im offenen Fenster und paffte gemächlich aus einer Thonpfeife blaue Rauchringel in die Luft.

„Sieh nach der Uhr, Hendrik!“ rief Verboek.

„Schon gut, Willem,“ versetzte Mander. „Es hat eben halb Drei vom Petersdorfer Kirchthurm geschlagen.“

Die Beiden schritten weiter.

„Warum sollte Ihr Kollege nach der Uhr sehen?“ fragte Doktor Lambert.

„Wir thun das stets aus Vorsicht,“ antwortete der alte Führer. „Wenn Einer von uns mit Fremden im Petersberg ist und nach Verlauf von höchstens vier Stunden nicht wieder zum Vorschein kommt, so muß der Andere vermuthen, daß ein Unglück geschehen ist. Dann macht er sich sogleich auf den Weg, um nach dem Rechten zu sehen. Wir besuchen immer dieselben Stellen. Also muß er mit mir oder ich mit ihm zusammentreffen im Steinbruch.“

„Ist denn schon einmal ein Unglück geschehen?“

„Unter meiner oder Hendrik Mander's Führung noch niemals, mein Herr. Aber Vorsicht ist natürlich immer gut. Wir pflegen nur die ganz sicheren Stellen im Steinbruch zu besuchen, und es gibt da auch des Interessanten genug zu sehen. Es sind auch weite Strecken im Petersberg, die nicht sicher sind, wo jeden Augenblick Gefahr ist, daß Einstürze geschehen können. Besonders ist das in den alten Theilen des Steinbruchs der Fall, denn damals arbeitete man nicht so regelmäßig und genau.“

„Ich habe in einer der vielen Schriften, die es über den Petersberg gibt, gelesen, daß in den labyrinthischen Gängen zuweilen die Leichen von Verirrten gefunden worden sind, die in der trockenen kalten Luft sich wunderbar gut erhalten haben sollen, ähnlich wie im Bleikeller zu Bremen und an anderen Orten. Ist das richtig?“

Sängerkrieg. Nach einem in der Drachenburg am Rhein befindlichen Wandgemälde von H. Heim. (S. 3)



Im Löwenkäfig. (S. 3)

„Das ist vollkommen wahr! Als junger Mensch war ich selbst einmal mit dabei, als eine derartige Leiche aufgefunden wurde, die viele Jahre dagelegen haben mochte."

„Und sind solche Leichen noch jetzt im Steinbruch aufbewahrt und für den Besucher zu sehen?"

„Nein, mein Herr! Man hat die unbekannten Todten herausgeschafft und sie bestattet."

Unter solchem Gespräch gelangten sie an einen Haupteingang des Steinbruchs, dicht am Ufer des Flusses, wo viele Schiffe ankerten, die mit Bausteinen beladen wurden. Große Haufen Quadern lagen überall aufgestapelt am Ufer. Viele Arbeiter waren emsig beschäftigt: Steinsäger und Hauer, Auflader, Fuhrleute und Schiffer, und das bunte, lärmende, geschäftige Treiben wurde freundlich bestrahlt vom hellen Sonnenscheine.

Der alte Führer zündete das Licht in der Laterne an und schritt dann, hin und wieder einen Bekannten grüßend, mit Doktor Lambert in den Steinbruch hinein, zuerst eine weite Strecke entlang, wo noch gearbeitet wurde. Ganz allmälig aber verhallte hinter ihnen der Arbeitslärm und sie drangen in Regionen ein, die nicht mehr ausgebeutet wurden und wo es still war wie zur Nachtzeit in einer Kirche oder zu allen Zeiten in einer unterirdischen Gruft.

Und wie in einem unterirdischen Grabgewölbe sah es hier auch aus, nur daß man keine Särge erblickte. Phantastische Fackelbeleuchtung war jetzt die wirksamste. Verboek zündete also eine Fackel an und löschte das Licht in der Laterne aus. Die Steingallerien bildeten scheinbar endlose gewölbte Hallen von verschiedener Höhe, zwischen sechs und sechzehn Meter. Die kolossalen viereckigen Pfeiler — meist von fünfzehn Meter Umfang — glichen einander ungemein, so viele Tausende derselben auch vorhanden waren. Das großartigste Labyrinth in der Welt wird gebildet durch diese mächtigen Pfeiler mit den unzähligen, nach allen Richtungen hin sich durchkreuzenden Gängen.

„Wahrhaftig," sagte der Doktor, „dieser Anblick hat etwas Sinnverwirrendes. Ich begreife, daß man sich hier sehr leicht verirren kann, und ich verstehe nicht, wie Sie sich hier zu orientiren vermögen."

Lächelnd antwortete der alte Führer: „Das macht die Gewohnheit. So sehr die vielen Tausende von Gallerien und Pfeilern sich zu gleichen scheinen, so gibt es doch überall den Eingeweihten bekannte kleine Unterschiede als Merkzeichen. Zum Beispiel die unzähligen Pfeilerinschriften. Die älteste Inschrift, welche man aufgefunden hat, stammt aus dem Jahre 1037, ist also bald achthundert Jahre alt."

Darauf schritten sie weiter und weiter — die erste Fackel war ausgebrannt, die zweite angezündet worden — und der alte Mann machte den jungen Gelehrten auf viele geologische Besonderheiten aufmerksam.

Hie und da tröpfelte Wasser von den Tuffsteingewölben und Pfeilern und sammelte sich in kleinen Bodenvertiefungen, aus welchen es in den porösen Untergrund wegsickerte.

Lambert hatte bemerkt, daß Verboek zuweilen leise ächzte.

„Fühlen Sie sich unwohl?" fragte er theilnehmend.

„O, es hat wohl nichts zu bedeuten, glaube ich," versetzte der Führer. „Ich empfinde plötzlich so einen eigenthümlichen dumpfen Kopfschmerz. Es wird wohl bald vorübergehen."

„So ist's doch wohl besser, wir kehren um!"

„Ja, sogleich, Herr Doktor! Sogleich! Aber die größte Merkwürdigkeit des Steinbruchs muß ich Ihnen doch noch zeigen, nämlich den versteinerten vorweltlichen Baum!"

Hundert Schritte weiter erreichten sie die erwähnte Naturerscheinung. Man sah — und sieht da noch heute — die Krone eines versteinerten Baumes oben am Gewölbe hängen und unten aus dem Boden den ungeheuer großen versteinerten Wurzelknorren hervorragen. Das Mittelstück — das größte Stück des Stammes — ist herausgesägt. Man weiß nicht, wo es geblieben ist.

Aus der versteinerten Baumkrone oben fällt alle neun Sekunden ein schwerer Wassertropfen nieder in das kleine Bassin, welches sich auf der sonst ebenen Oberfläche des versteinerten Wurzelknorrens im Laufe vieler Jahre gebildet hat.

„Es mag wohl reichlich hundert Jahre her sein, da stießen die Arbeiter auf diesen kuriosen Baum," sagte der Führer. „Haben Sie einen Sekundenzeiger an Ihrer Uhr?"

„Ja."

„Bitte, so überzeugen Sie sich! Ganz genau alle neun Sekunden, mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks, fällt ein Wassertropfen nieder."

Lambert schaute auf seine Uhr und überzeugte sich von der Richtigkeit dieser Thatsache.

„Und das ist immer so gewesen?"

„Ich habe dies Naturspiel seit fünfzig Jahren beobachtet. Es ist immer dieselbe Regelmäßigkeit, keine Sekunde früher oder später."

„Das ist ja höchst merkwürdig!"

„Und es wird wohl so — so bleiben bis in alle — in alle Ewig — Ewigkeit —"

Verboek lallte diese Worte mit schwerer Zunge, kaum verständlich.

Erschrocken wandte Doktor Lambert sich ihm zu, eben rechtzeitig, um den Niedersinkenden in seinen Armen aufzufangen.

Die Fackel war zu Boden gefallen, flackerte aber noch fort.

Sanft legte der junge Gelehrte den alten Führer auf den Boden und zündete dann das Licht in der Laterne an.

„Sie sind krank — ernstlich krank," stammelte er besorgt. „Was ist hier zu thun?"

Willem Verboek lallte etwas ganz Unverständliches. Und sein letzter brechender Blick schien eine ernste Mahnung zu enthalten, welche Derjenige, für den sie bestimmt war, leider nicht begriff.

Ein letzter schwerer Seufzer noch — und der alte Führer verschied. Er war am Ende des ihm gesteckten Lebensziels angelangt. Ein Schlaganfall hatte ihn so jählings weggerafft. In seinem Berufe war er gestorben und noch sein letzter wirrer Gedanke hatte dem Schutzbefohlenen gegolten. Aber dieser hatte den mahnenden Blick nicht verstanden.

In erklärlicher Aufregung über diesen Vorfall verlor der junge Gelehrte gänzlich seine gewöhnliche Besonnenheit. Zu helfen war ja freilich nicht mehr, denn der alte Verboek war todt. Aber es schien dem jungen Manne, daß die Kunde von dem Ereigniß so rasch wie möglich den Leuten in der Außenwelt mitgetheilt werden müßte.

Von welcher Richtung er hergekommen war, wußte er, denn er entsann sich ganz genau, welche Seite des versteinerten Baumknorrens er zuerst gesehen hatte.

Er blickte auf seine Uhr. Es war ein Viertel nach Vier.

Sodann bückte er sich und nahm die noch glühende Fackel auf, welche er ausblies, da das Licht in der Laterne ja vorläufig genügte.

Darauf schritt er in das unterirdische Labyrinth, nach nördlicher Richtung, wie er meinte und wie auch richtig gewesen wäre.

Er wanderte und wanderte — ringsum sah er nur die dicken Pfeiler und das tiefe Dunkel der überall sich kreuzenden Gänge.

Nach Verlauf geraumer Zeit meinte er, das Geräusch der arbeitenden Steinhauer müsse doch nun vernehmlich sein. Er lauschte. Aber er vernahm kein fernes Geräusch. Es war so still wie in einer Todtengruft.

Wieder blickte er auf seine Uhr. Es war nun ein Viertel nach Fünf. Das Licht in der Laterne war schon bedeutend heruntergebrannt, nur ein kleiner Stumpf von kaum zwei Zoll Länge noch übrig. Und weiter schritt er in dem unermeßlichen unterirdischen Labyrinth, mit hastigeren Schritten, von steigender Besorgniß und Angst gepeinigt.

Eine halbe Stunde verging so. Da kam es ihm so vor, als sehe der Theil des Steinbruchs, in welchem er sich jetzt befand, ganz anders, viel unheimlicher aus. Die Gänge waren nicht mehr so gerade, sondern vielfach gekrümmt, die Pfeiler weniger dick und hoch, dabei äußerst plump und ungleich zurechtgehauen. Hie und da lagen große Schutthaufen, die so aussahen, als ob sie schon Jahrhunderte lang so dagelegen hätten.

Und Alles war so todtenstill!

Das Licht in der Laterne war bald dem Erlöschen nahe. Lambert zündete also die Fackel an, welche wohl noch eine Stunde lang brennen konnte.

Aber was dann?

Nach welcher Richtung sollte er sich wenden? Er wußte es nicht. Offenbar hatte er sich gründlich verirrt. Allem Anschein nach befand er sich in einem sehr alten, gar nicht mehr besuchten Theile des Steinbruchs.

Plötzlich hemmte er, wie gebannt, seine Schritte, und ein Schauder durchrieselte ihn. Der flackernde Schein seiner Fackel fiel auf eine menschliche Gestalt, die vor ihm auf dem Boden lag.

Es war ein vortrefflich erhaltener, wenn auch etwas mumienhaft aussehender, weil sehr eingetrockneter Leichnam in der prunkvollen Kleidung eines längst vergangenen Zeitalters. Es mochte wohl ein alter Patrizier gewesen sein, der hier den Tod gefunden. Bei ihm lag eine große Ledertasche, die er bis zu seinem letzten Seufzer krampfhaft mit den Händen festgehalten zu haben schien. Die Tasche war geborsten, und Goldstücke lagen dabei umher. Lambert hob einige davon auf und schaute das Gepräge an. Es waren Goldstücke aus dem 16. Jahrhundert.

Wahrscheinlich war es also die Leiche eines Flüchtlings, der vor der Mordgier der spanischen Soldaten, welche, angeführt von dem Feldherrn Alexander von Parma, im Jahre 1579 Maestricht belagert, erobert und durch Feuer und Schwert gräßlich verheert hatten, in diesen Gängen Schutz gesucht hatte. Fast alle Einwohner waren damals niedergemetzelt worden. Die Chronik aber berichtete, daß es einigen Flüchtlingen gelungen sei, sich in die Steinbrüche des Petersberges zu retten. Der alte Patrizier war also damals den spanischen Mördern glücklich entkommen, hatte aber dann in dem Labyrinth des Petersberges sich verirrt und so eines jammervollen Todes sterben müssen.

„Mir wird es auch wohl nicht anders ergehen!" murmelte Lambert in düsterer Verzweiflung. „Unbedachtsamer Thor, der ich war! Ich hätte bei dem versteinerten Baume bleiben sollen."

Eine Leiche hatte er verlassen und war zu einer anderen Leiche gelangt, die fast ein Vierteljahrtausend älter war.

Ja, er hätte bei dem versteinerten Baume bleiben sollen! Jetzt fiel es ihm wohl ein, jetzt begriff er's, was der sterbende alte Führer mit seinem letzten mahnenden Blick hatte sagen wollen. Noch im Sterben seiner Führerpflicht eingedenk, hatte Verboek ihn ermahnen wollen, ruhig an Ort und Stelle zu bleiben, bis Hendrik Mander ihn abholen würde.

Das hatte der unglückliche junge Gelehrte leider in jenem Augenblick nicht verstanden.

Jetzt war Hendrik Mander wohl schon auf der Suche, vielleicht schon bei dem versteinerten

Baume angelangt und hatte dort die Leiche seines alten Kollegen gefunden.

„Wird er auch meine Leiche einst finden?“ murmelte Lambert schwermüthig. „Ich glaube es nicht. Hat die Leiche des alten Maestrichter Patriziers doch seit zweihundertzweiundvierzig Jahren unbeachtet hier gelegen! O, mein gutes, armes Weib!“

Aber was nützten solche Betrachtungen? Weiter mußte er, weiter! Die Fackel konnte höchstens noch eine Viertelstunde lang brennen.

Und so hastete er weiter, doch ohne in eine besser aussehende, Rettung verheißende Gegend des Steinbruchs gelangen zu können. Im Gegentheil, immer alterthümlicher, immer wüster und verfallener sah es aus in dem unterirdischen Labyrinth.

Die Viertelstunde verging, das letzte Stümpfchen der Fackel war verbrannt. Zischend erlosch die Flamme. Rings um den Verirrten herrschte jetzt schwarzes Grabesdunkel.

„Ich bin verloren,“ murmelte er. „Ja, ich muß sterben! Hier will ich mich hinlegen und den Tod erwarten. Was bleibt mir Anderes übrig?“

Aber er ruhte nur eine Stunde ungefähr. Das Sterben war nicht so leicht, wie er sich gedacht. Er raffte sich auf und taumelte in Verzweiflung vorwärts im tiefen Dunkel, zuweilen über Schutthaufen stolpernd und an den Steinpfeilern sich stoßend, obgleich er möglichst vorsichtig und mit ausgestreckten Händen ging.

„Es nützt doch Alles nichts,“ murmelte er traurig nach Verlauf einer weiteren Stunde. „Ich finde keinen Ausweg aus diesem Labyrinth!“

Und ganz entmuthigt, seine Unvorsichtigkeit verwünschend, legte er sich wieder hin.

Es mußte spät sein. Er konnte nicht auf seine Uhr blicken, denn er hatte kein Feuerzeug. Die Müdigkeit übermannte ihn. Er schlief ein und träumte von seiner Heimath, von Utrecht, von der Kinderzeit, von seinen Jugendgespielen. Und im Traume hörte er ein Lied singen, ein Kinderlied mit heiterer Melodie . . .

Er wachte auf — wie lange er geschlafen, wußte er nicht — es mochten wohl viele Stunden sein. Zuerst war er ganz wirr. Dann aber kam das Bewußtsein der schrecklichen Lage, in der er sich befand, mit erschütternder Gewalt wieder über ihn. Und die heitere Traummelodie des Kinderliedes tönte ihm noch immer in den Ohren . . .

Nein — was war das? Er schlief doch nicht mehr, er war völlig wach! Und er hörte doch wirklich singen! Das war auch eine andere heitere Melodie — er verstand sogar einzelne Worte — es war ein wallonisches Lied, das gesungen wurde!

Und nun hörte er auch das rasche, regelmäßige Hämmern eines fleißigen Arbeiters. Es konnte gar nicht so fern sein.

„Es sind Menschen in der Nähe!“ murmelte er in freudigster Aufregung. „Welches Glück — ich bin gerettet!“

Im Dunkeln tappte er nach der Richtung hin, von woher der Klang des Hammers erscholl. Nach wenigen Minuten stieß er auf einen ungeheuren Schutthaufen. Nirgends war durchzukommen.

Das Hämmern hatte aufgehört. Auch der Gesang war verstummt. Wieder war es todtenstill.

Da packte unsagbare Angst den Verirrten. Sollte denn auch diese letzte Hoffnung verschwunden sein? . . . Mit der ganzen Kraft seiner Stimme schrie er in wallonischer Sprache, die ihm geläufig war: „Zu Hilfe! Zu Hilfe einem Verirrten!“

„Alle Wetter!“ ertönte in demselben Idiom eine Männerstimme von der anderen Seite des Schutthaufens her, „wer steckt denn dahinten?“

„Ein Lehrer aus Maestricht, der sich im Steinbruch verirrte!“

„Wartet, guter Herr! Ich komme sogleich!“

Es wurden Steine und Schutt weggeräumt. Lambert half emsig auf seiner Seite. Das dauerte geraume Zeit. Plötzlich sah er Lichtschein und das freundliche Gesicht eines alten graubärtigen Mannes.

„Hier nur durch, mein Herr!“

Doktor Lambert kroch durch die Bresche und sah sich in einem kellerähnlichen Raum, in welchen durch einen schmalen Spalt das Sonnenlicht hereinstrahlte. Ein kleines Holzkohlenfeuer glühte da dicht bei einem Ambos. Dabei lagen Hämmer, Zangen und andere Geräthschaften.

„Wo bin ich?“ fragte Lambert, nicht wissend, ob er wache oder träume.

„In der Höhlenwohnung eines Schmiedes sind Sie, mein guter Herr! Ich bin der alte Quirin, der Schlosser, Schmied und Kesselflicker der Bauern und Hirten auf dem Petersberge, für welche ich die nöthigen Reparaturen ihrer Eisen- und Blechgeräthe besorge. Mich kennt man in der ganzen Gegend. Im alten Steinbruch wohne ich, weil ich hier keine Miethe zu bezahlen brauche.“

„Wie weit ist's von hier nach Maestricht?“

„Reichlich drei Stunden Wegs.“

Lambert nahm zehn Gulden aus seiner Börse und drang sie dem armen Graukopf auf, der erst nach einigem Sträuben die Belohnung annahm.

„Sie können den Postwagen von Lüttich benutzen, um nach Maestricht zu fahren,“ sagte Quirin dann. „Auf solche Weise kommen Sie am rascheſten heim. Die Landstraße ist nicht fern von hier. Es mag noch eine halbe Stunde dauern, bis der Wagen kommt und am Wirthshause anhält.“

Lambert trank ein Glas Wasser und aß ein Stück Brod. Dann wusch er sich und bürstete seine Kleidung ab.

Darauf verließen die Beiden durch einen winkeligen Gang die Höhlenwohnung im Steinbruch und traten in's Freie. Hell bestrahlte die Morgensonne die schöne Gegend. Im Süden, in weiter Ferne, sah man den Rauch der vielen Fabrikschornsteine von Lüttich und Seraing.

Bergab schritten sie, der Landstraße und dem stattlichen Wirthshause zu. Dort wartete Lambert ein Weilchen. Dann kam der Postwagen an und nahm ihn mit nach Maestricht.

Seine Frau war die Nacht über in Todesangst um ihn gewesen. Es war nach ihm gesucht worden; man hatte die Leiche des alten Führers Verboek gefunden, den jungen Gelehrten aber bereits für verloren betrachtet. Nun war er doch wohlbehalten wieder da! Wie glücklich war sie nun, wie selig! Aber von Schauern des Entsetzens wurde sie geschüttelt, als er ihr seine Abenteuer im Labyrinth des Petersberges erzählte.

Nicht um die Welt war er zu bewegen, seinen Weg nochmals zu machen, obwohl man ihn wegen der gefundenen Leiche oft darum anging.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der vierte Finger. — Auf mehreren Gemälden des berühmten Malers Mengs, welchen man mit Recht den sächsischen Raphael nennt, bemerkt man die Anomalie, daß bei den ausgestreckten Händen einiger der sonst so meisterhaft und richtig ausgeführten menschlichen Gestalten der vierte Finger um eine Kleinigkeit kürzer ist als der Zeigefinger, eine Regelwidrigkeit, die den natürlichen Verhältnissen widerspricht. Erst im Jahre 1782 entdeckte Mengs das Fehlerhafte und wurde selbst im höchsten Grade dadurch überrascht.

Das kam so. Er befand sich in Madrid, denn der König von Spanien hatte ihn zum Hofmaler ernannt mit sehr hohem Gehalt. Eines Tages besuchte ihn ein kunstverständiger Reisender, als er gerade in seinem Atelier vor der Staffelei stand und im Begriffe war, ein schönes Gemälde zu vollenden.

„Wie finden Sie dies Bild?“ fragte der Künstler.

„Vortrefflich, meisterhaft, den besten Leistungen der großen Italiener an die Seite zu stellen,“ versetzte der Besucher. „Nur eine unbedeutende Kleinigkeit hätte ich daran auszusetzen.“

„Und was denn?“

„Die Hand dort, welche jene Gestalt eben so natürlich wie ausdrucksvoll erhebt, ist bewunderungswürdig gemalt, nur ist die Zeichnung nicht ganz korrekt.“

„Wie — die Hand dort wäre nicht korrekt gezeichnet? Ei, ich glaube, Sie belieben zu scherzen!“

„Der vierte Finger ist etwas kürzer als der Zeigefinger.“

„Nun ja, so soll und muß es auch sein!“

„In der Natur kommt das aber nicht vor. Ich bitte Sie — sehen Sie doch!“

Der Besucher streckte seine Hände aus. An beiden waren die Zeigefinger kürzer als der vierte Finger.

„Das ist eine Anomalie Ihrer Hände, mein Herr,“ sprach Mengs erstaunt. „Sehen Sie doch die meinen!“

Er streckte nun seine Hände aus und es zeigte sich, daß bei ihm selbst allerdings der vierte Finger an jeder Hand um ein Geringes kürzer war als der Zeigefinger.

„Das ist höchst wunderbar!“ rief der Kunstkenner. „Ich hätte das nicht für möglich gehalten!“

„Meine Hände sind ganz normal gebildet!“

„Ich behaupte das Gegentheil!“

„Wetten wir?“

„Meinetwegen!“

„Setzen Sie gefälligst selbst den Betrag der Wettsumme fest!“

Der Besucher zeigte auf ein reizendes kleines Gemälde, welches an der Wand hing. „Was kostet dies Meisterwerk Ihres Pinsels?“

„Hundert Louisd'or.“

„Gut; ich setze also hundert Louisd'or gegen dies kleine Gemälde, daß ich mich mit meiner Behauptung gegen Sie im Recht befinde.“

„Topp, es sei!“

„Nun, Herr Hofmaler, lassen Sie doch hereinkommen, wen Sie wollen, Männer, Weiber, Kinder, und finden Sie noch einen einzigen Menschen, der die besondere Eigenthümlichkeit der Fingerbildung mit Ihnen gemein hat, so gebe ich die Wette verloren.“

Mengs war damit wohl zufrieden. Er rief zunächst seine Frau und seine Kinder, die mit ihm nach Spanien gezogen waren, in's Atelier. Bei Allen war der vierte Finger etwas länger als der Zeigefinger. Er rief seine sämmtliche Dienerschaft — und erlangte nur das gleiche Resultat. Die Finger einiger Personen, welche ihm als Modelle dienten, waren auch nicht anders gebildet, als wie der Besucher gesagt hatte. Bei vielen Leuten von allen Ständen, die von der Straße hereingerufen wurden, war's auch nicht anders.

Der große Künstler war ganz bestürzt geworden. Er mußte wohl die Wette verloren geben und überreichte also dem vergnügt lächelnden Besucher das kleine schöne Gemälde. „Wie ist's doch nur möglich,“ murmelte er, „daß ich in so vielen Jahren die seltsame Anomalie meiner eigenen Finger nicht bemerkt habe!“

„Trösten Sie sich darüber, hochverehrter Meister!“ rief der Kunstkenner. „So einzig, wie Sie sind in der Kunst dieser Zeit, verschieden von allen Malern, so einzig sind Sie auch in Bezug auf die Bildung Ihrer kunstgeschickten Finger!“ —

In der Folgezeit beachtete Mengs sorgfältig diese ihn so äußerst überraschende Erfahrung. Auf seinen späteren Gemälden bemerkt man die erwähnte Anomalie nicht mehr. [F. L.]

Ein Abenteuer Balzac's. — Um die Mitte der dreißiger Jahre beabsichtigte der damals hochberühmte Romanschriftsteller Honoré de Balzac eine Reise zu unternehmen, um dadurch seine Phantasie frisch anzuregen. Sein Verleger, der mit den Werken des sehr beliebten Autors viel Geld verdiente, war über diese, herrliche Resultate versprechende Idee so entzückt, daß er ihm einen prachtvollen Spazierstock mit ciselirtem goldenen Knaufe schenkte, ein wahres Kunstwerk, wovon die Pariser Zeitungen weitläufige Beschreibungen gaben, indem sie den edlen Verleger priesen. Balzac reiste zunächst nach Brüssel. Am Tage nach seiner dortigen Ankunft promenirte er

beim schönsten Frühlingswetter durch die Hauptstraßen der prächtigen Hauptstadt Belgiens. Vor dem Schaufenster einer ansehnlichen Buchhandlung blieb er stehen und musterte die darin ausgelegten Bücher. Da sah er denn seine eigenen besten Romane ausgelegt — es waren aber nicht die rechtmäßigen Pariser Originalausgaben, sondern Brüsseler Nachdrucke. Die belgische Nachdrucksindustrie florirte ja damals in üppigster Weise und namentlich die französischen Autoren wurden dadurch arg geschädigt. Balzac — eine heißblütige, leicht aufbrausende Natur — gerieth bei dem Anblick in hohen Zorn, indem er dachte: „Wie viele tausend Franken würde ich reicher sein, wie viele rechtmäßige Auflagen meiner Romane hätten mehr erscheinen können, wenn diese verwünschten belgischen Nachdrucker nicht wären!" Und in seinem berechtigten Zorne vergaß er alle Klugheit, hob seinen prachtvollen Spazierstock und schlug damit so ergrimmt auf die größte Glasscheibe des Schaufensters, daß sie klirrend zersprang. Zwei Buchhandlungsgehilfen, ein kleiner Lehrling und ein robuster Markthelfer, kamen Hals über Kopf zum Vorschein; die Passanten blieben neugierig stehen; es entstand ein Zusammenlauf von Menschen; man glaubte es mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben. Wie aus dem Straßenpflaster hervorgewachsen, erschien auch plötzlich ein Polizist auf der Bildfläche, der den unbesonnenen Autor beim Kragen nahm und ihn nach dem nächsten Polizeikommissariat hinführte.

Hier legitimirte Balzac sich und gab der Wahrheit gemäß zu Protokoll, welche Ursache ihn zu solcher Zornesaufwallung veranlaßt habe. Er hatte Glück: der anwesende Kommissar war ein Freund und eifriger Leser der Balzac'schen Romane und aus aufrichtiger Hochachtung vor seinem Lieblingsautor ließ er diesen nicht einstecken, sondern begnügte sich, ihn einen Geldbetrag deponiren zu lassen, mit der Bemerkung, daß er Schadenersatz zu leisten und jedenfalls auch eine Geldstrafe wegen Unfug zu bezahlen haben würde. Auch wurde der kostbare Spazierstock als Beweisstück vorläufig zu den Akten genommen.

In höchst trübseliger Stimmung verfügte Balzac sich nach dem Hotel, wo er logirte. Am folgenden Tage berichteten die Brüsseler Zeitungen umständlich über diesen Vorfall; auch vergaß kein Berichterstatter zu erwähnen, daß der berühmte prachtvolle Spazierstock, von dem jüngst die Pariser Presse so viel Wesens gemacht, nunmehr konfiszirt sei und voraussichtlich fortan unter Knüppeln, rostigen Messern und sonstigen Mordwaffen im Brüsseler Polizeiarchiv demselben zur besonderen Zierde gereichen würde.

Diese erschütternde Kunde rührte einige der glühendsten und gefühlvollsten Verehrerinnen der Balzac'schen Muse in Brüssel fast bis zu Thränen. Es bildete sich ein Damenkomité, welches in aller Eile einen überaus prächtigen Spazierstock anfertigen ließ, der dann auf feierliche Weise dem berühmten Romandichter von seinen Verehrerinnen als Geschenk überreicht wurde.

Humoristisches.



Das soll Einen nicht ärgern.

Tochter: Nein, Mama, eine entsetzlichere Beleidigung kann ich mir wirklich kaum denken!

Mutter: Was ist denn geschehen, liebes Kind?

Tochter: Denke Dir, mein ehemaliger Bräutigam schickt mir meine Photographie zurück und bezeichnet sie als Muster ohne Werth.



Ein guter Posten.

— Ich sollte in meiner letzten Stellung 200 Mark den Monat bekommen, erhielt aber nach halbjährigem Dienste keinen Pfennig, weil die Firma in Konkurs gerieth.

— Gut! Wenn Sie Kaution leisten, engagire ich Sie unter den gleichen Bedingungen!

Unterdessen war man aber auch in den höheren Regionen der Brüsseler Polizeigewalt zu einer milderen Auffassung der Sachlage gelangt. Wohl mußte Balzac Schadenersatz leisten und eine kleine Geldstrafe wegen Unfug bezahlen, aber man beschloß doch, ihm den Spazierstock zurückzugeben; vielleicht auch, weil man annahm, daß andernfalls die entrüsteten Pariser Zeitungen ein fürchterliches Geschrei deshalb erheben würden. Und so geschah es denn, daß Balzac, der mit einem prächtigen Spazierstock in Brüssel eingezogen war, nach einiger Zeit die belgische Hauptstadt mit zwei prächtigen Spazierstöcken verließ. Er begab sich zur Hochsaison nach Baden-Baden, wo er auf den Promenaden Vormittags den einen und Nachmittags den andern Spazierstock zur Schau trug. Und allgemeine Sensation erregte er, namentlich bei den spleenigen Engländerinnen, erstens durch seine berühmte literarische Persönlichkeit, vor Allem aber durch die beiden prachtvollen Spazierstöcke. [F. L.]

Ein patriotischer Metzger. — Als König Friedrich II. von Preußen im ersten schlesischen Kriege in Breslau einzog, hatte bei der stattfindenden Illumination ein Metzger ein Bild ausgestellt, welches ihn selbst, einen Ochsen schlachtend, vorstellte mit der Unterschrift:

„Wer mir wird den König von Preußen verachten,
Den will ich wie diesen Ochsen schlachten."

[E. K.]

Doppelinschrift-Räthsel.

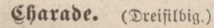
E N A M R T L E E H L N C S E A H C H T N N E G

D E I K N K S U I A T N E S E N M T I D A N N I N E

Die Umschriften der Scheibe sind mit Hilfe des Blattornamentes so zu lesen, daß ein bekanntes Sprichwort entsteht.

Auflösung folgt in Nr. 2.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 52, Jahrg. 1895:
Wenn Du 'was nimmst in die Hände — So bedenke wohl das Ende.



Charade. (Dreisilbig.)

Und wär' ich Eins auch noch so sehr
Und hart von Noth bedrückt,
Ich wäre doch, wie keiner mehr,
In Liebchens Eins beglückt.

Die Sorgen zögen alle fort
Wie Winterfrost im Mai;
Befreit von ihnen wär' ich dort
Im Herzen Zwei und Drei.

Ich bin nicht Eins; doch treulos floh
Mein Schatz und brach den Schwur.
Trotz allen Reichthums bin ich so
Seitdem das Ganze nur. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 2.

Palindrom.

Räuber, Mörder und Verbrecher
Eingesperrt sind hinter mir.
Aber rückwärts ißt der Zecher
Mit Behagen mich zum Bier. [L. Ziegler]

Auflösung folgt in Nr. 2.

Auflösungen von Nr. 52, Jahrgang 1895: des Arithmogriphs: 1) Reichstag, 2) Esther, 3) Ischia, 4) Ceres, 5) Hirse, 6) Schach, 7) Theiß, 8) Achat, 9) Gericht; des Buchstaben-Räthsels: Dampf, Kampf.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung
(M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.